

MEG CABOT

Darf's ein bisschen mehr sein?

Buch

Zumindest eins ist das Leben von Heather Wells nicht: langweilig. Selbst jetzt, nachdem sie ihre Karriere als Teenidol an den Haken gehängt hat, steckt sie bis über beide Ohren im Chaos – und in den Schokoriegeln. Die niedlichen Schokopfunde machen ihr keine Sorgen, wohl aber ihr neuer Job als Hausmeisterin in einem Studentenwohnheim. Es ist doch erstaunlich, was für Blödsinn sich Jugendliche ständig so einfallen lassen. Das zweite Choselement heißt Cooper Cartwright und hat den sexiesten Po von New York City! Aber wenn Heather ganz ehrlich zu sich ist, dann muss sie leider zugeben, dass der breitschultrige Privatdetektiv nicht das geringste romantische Interesse an ihr hat. Das ändert sich rasant, als plötzlich eine von Heathers Studentinnen tot im Aufzugschacht aufgefunden wird und alle an einen Unfall glauben. Nur eben Heather nicht. Also macht Heather sich mit Schwung, Witz und Mut allein auf die Mördersuche. Schön, dass diese Aktivitäten zwar die Polizei zur Weißglut treiben, aber wenigstens Coopers Interesse zu wecken scheinen ...

Autorin

Meg Cabot stammt aus Bloomington, Indiana. Nach dem Studium wollte sie Designerin werden, jobbte währenddessen in einem Studentenwohnheim und schrieb ihren ersten Roman. Inzwischen ist Meg Cabot eine international höchst erfolgreiche Bestsellerautorin. Sie lebt mit ihrem Ehemann in New York City und Key West.

Von Meg Cabot bei Blanvalet lieferbar:

Heather Wells – Amateurdetektivin wider Willen: Darf's ein bisschen mehr sein? (38052) · Schwer verliebt (36834) · Mord au Chocolat (37137)

Lizzie Nichols – Eine Frau ist nicht zu bremsen: Aber bitte mit Schokolade (366673) · Naschkatze (36932) · Hokus, Pokus, Zuckerkuss (37201)

Traumänner und andere Katastrophen: Um die Ecke geküsst (37541) · Der will doch nur spielen (37567) · Aber bitte für immer (37568)

Meena Harper – Liebe mit Biss: Eternity (0377) · Endless (0446)

Perfekte Männer gibt es nicht (37200)

Meg Cabot

Darf's ein bisschen
mehr sein?

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Eva Malsch

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2006
unter dem Titel »Size 12 is not fat« bei Avon,
an imprint of HarperCollinsPublishers, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Neuveröffentlichung Dezember 2012 bei Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der

Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2006 by Meg Cabot

Copyright © 2012 für die deutsche Ausgabe

by Blanvalet Verlag, in der

Verlagsgruppe Random House, München

Umschlaggestaltung: © bürosüd°, München

Umschlagmotiv: Getty Images/Digital Vision/Paul Viant

LH · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-38052-7

www.blanvalet.de

Für Benjamin

1

*Every time I see you
I get a Sugar Rush
You're like candy
You give me a Sugar Rush
Don't tell me stay on my diet
You have simply got to try it
Sugar Rush*

»Sugar Rush«
Gesang: Heather Wells
Text und Musik: Valdez/Caputo
Aus dem Album *Sugar Rush*
Cartwright Records

»Oh, hallo. Ist irgendetwas hier?« Das Mädchen in der Umkleidekabine neben mir hat eine Stimme wie ein Backenhörnchen. »Hallo?«

Genau wie ein Backenhörnchen.

Ich höre einen Verkäufer näher kommen. Musikalisch klirrt sein Schlüsselring. »Kann ich Ihnen helfen, Ma'am?«

»Ja.« Die körperlose Stimme – immer noch ein Backenhörnchenzwitschern – weht über die Trennwand zwischen unseren Kabinen herüber. »Habt ihr diese Jeans noch kleiner als Größe null?«

Ein Bein in der Jeans, in die ich gerade steige, eins noch draußen, erstarre ich. Wow! Immerhin scheine ich zu *existieren*. Denn was ist kleiner als null? Irgendwas Negatives, nicht wahr?

Okay, in der sechsten Klasse habe ich diese Art von Mathematik gelernt, und das ist schon eine Weile her. Aber ich erinnere mich an die Zahlenreihe mit einer Null in der Mitte, und daneben...

»Normalerweise trage ich Größe zwei«, erklärt die Unter-Null-Backenhörnchenstimme dem Verkäufer. »Und jetzt hängt diese Null-Größe wie ein Sack an mir. Irgendwie unheimlich... Seit ich letztes Mal hier war, habe ich sicher nicht abgenommen. Das weiß ich.«

Da ist was dran, denke ich und ziehe die Jeans hoch. Wann ich das letzte Mal in Größe acht gepasst habe, weiß ich *nicht* mehr. Nun ja, eigentlich schon. Aber das ist eine Ära in meiner Vergangenheit, die ich lieber vergesse.

Was bedeutet das? Für gewöhnlich trage ich Größe zwölf. Die habe ich vorhin probiert und bin darin versunken. Bei zehn war's genauso. Und das ist wirklich unheimlich, weil ich mir in letzter Zeit keine Diät zugemutet habe, abgesehen vom Süßstoff in meinem Frühstückskaffee heute Morgen.

Klar, den Süßstoff müssten der Sahnekäse und der Speck auf dem Bagel wettgemacht haben.

Und im Fitnesscenter war ich schon länger nicht mehr. Natürlich trainiere ich. Aber nicht im Fitnessstudio. Beim Gehen verbrennt man nämlich genauso viele Kalorien wie auf dem Laufband. Warum soll ich mich dann noch groß abquälen? Wie ich schon vor langer Zeit herausgefunden habe, dauert der Fußmarsch zu Murray's Cheese Shop an der Bleecker Street, wo ich die Sandwich-Spezi-

alitäten für den Lunch inspiziere, immerhin zehn Minuten.

Dann vom Murray's zu Betsey Johnsons Boutique an der Wooster Street, wo ich nach schicken Sonderangeboten suche (ich liebe diese Sachen aus Stretch-Samt!). Zehn zusätzliche Minuten. Und ein Spaziergang vom Betsey's zum Feinkostgeschäft Dean & DeLuca am Broadway für einen Cappuccino nach dem Lunch – und um zu sehen, ob sie diese Orangenschalen mit Schokoladenguss da haben, die ich so gern mag – noch mal zehn Minuten.

Und so weiter. Ehe man weiß, wie einem geschieht, hat man volle sechzig Minuten lang trainiert. Wer behauptet, es sei so schwierig, die neuen Fitnessempfehlungen von der Regierung zu befolgen? Wenn *ich's* kann, müsste es jeder hinkriegen.

Aber konnten mir all die Fußmärsche helfen, *zwei ganze Größen* loszuwerden, seit ich letztes Mal Jeans gekauft habe? Sicher, ich ersetze den täglichen Fettkonsum im Schokoriegel auf meinem Schreibtisch durch die kostenlosen schmackhaften Kondome aus dem Studenten-Ärztzentrum. Trotzdem...

»Also, Ma'am«, sagt der Verkäufer zu dem Unter-Null-Mädchen, »das sind *Stretch*-Jeans. Und deshalb müssen Sie zwei Größen unter Ihrer normalen anprobieren.«

»Was?« Die Unter-Null-Stimme klingt verwirrt, was ich ihr nicht verdenken kann.

Genauso fühle ich mich auch. Als würden die Zahlenreihen aus dem Mathematikunterricht wieder auf mich einstürmen.

»Das heißt«, erläutert der Verkäufer geduldig, »dass Sie eine *Stretch*-Jeans in Größe null brauchen, wenn Sie normalerweise eine vier tragen.«

»Warum hängen Sie dann nicht ein Etikett mit der richtigen Größe dran?«, fragt Unter-Null – nach meiner Meinung sehr vernünftig. »Wenn eine null in Wirklichkeit eine vier ist – warum steht’s nicht drauf?«

»Das nennt man den Eitelkeitsfaktor«, erwidert der Verkäufer mit gesenkter Stimme.

»Was für einen Faktor?« Auch Unter-Null senkt die Stimme – zumindest, soweit ein Backenhörnchen dazu fähig ist.

»Nun, Sie wissen schon«, flüstert der Verkäufer. Trotzdem verstehe ich jedes Wort. »Wenn die etwas fülligeren Kundinnen in Größe acht passen, obwohl sie in Wirklichkeit Größe zwölf brauchen, freuen sie sich. Alles klar?«

Moment mal. *Was?*

Ohne lange zu überlegen, stoße ich die Tür meiner Kabine auf. »Ich trage Größe zwölf«, höre ich mich zum Verkäufer sagen, der verdattert blinzelt. Verständlich, finde ich. Aber trotzdem... »Stimmt was nicht mit Größe zwölf?«

»Die ist okay!«, ruft er, einer Panik nahe. »Völlig in Ordnung! Ich meinte nur...«

»Wollten Sie sagen, man sei *fett*, wenn man Größe zwölf braucht?«

»O nein«, beteuert der Verkäufer. »Da haben Sie mich missverstanden, ich meinte...«

»Falls Sie’s interessiert – zwölf ist die Größe der durchschnittlichen Amerikanerin.« Das weiß ich, weil ich’s im *People Magazin* gelesen habe. »Behaupten Sie, dass wir alle nicht durchschnittlich, sondern fett sind?«

»Das meine ich keineswegs...«

Die Tür der benachbarten Kabine öffnet sich. Zum ersten Mal erblicke ich die Besitzerin der Backenhörnchen-

stimme. Sie ist etwa so alt wie die Kids an meinem Arbeitsplatz. Und sie zwitschert nicht nur wie ein Backenhörnchen, sie sieht auch so aus. Süß. Keck. Zierlich genug, um in die Hosentasche eines Mädchens mit normaler Figur zu passen.

»Und was hat's zu bedeuten, wenn nicht einmal *ihre* Größe auf dem Etikett steht?«, frage ich den Verkäufer und zeige mit dem Daumen auf Unter-Null. »Bevor ich gar nicht existiere, bin ich lieber durchschnittlich.«

Damit scheine ich sie zu irritieren. Aber dann starrt sie den Verkäufer an. »Ja. Genau.«

Er schluckt nervös. Und hörbar. Man sieht ihm an, dass er einen miesen Tag erlebt. Wahrscheinlich wird er nach der Arbeit in eine Bar gehen und jammern: *Und dann sind alle diese Weiber wegen des Eitelkeitsfaktors über mich hergefallen, es war grauenvoll!*

Zu uns sagt er nur: »Eh – ich schaue mal nach, ob wir die Jeans, die Sie haben wollen, eh – hinten im Lager haben.«

Dann läuft er davon.

Ich schaue Unter-Null an, sie schaut mich an. Sie ist etwa zweiundzwanzig. Und sehr blond. Auch ich bin blond – mit kaum erwähnenswerter Hilfe von Lady Clairol. Aber mein frühes Twen-Alter liegt schon ein paar Jahre hinter mir.

Trotzdem steht es fest – ungeachtet der Unterschiede im Alter und in der Kleidergröße vereinen uns Bande, die niemals zerreißen können.

Wir wurden beide vom Eitelkeitsfaktor übers Ohr gehauen.

»Kaufen Sie die?«, fragt Unter-Null und weist mit dem Kinn auf die Jeans, die ich anprobiert habe.

»Ich glaube schon. Weil ich neue Jeans brauche. Auf meine letzten hat jemand gekotzt. Bei meinem Job.«

»O Gott!« Unter-Null rümpft die Backenhörnchennase.
»Wo arbeiten Sie denn?«

»In einer Studentenbude – ich meine, in einem Studentenwohnheim für Junioren.«

»Wirklich?« Interessiert zieht sie die Brauen hoch.
»Am New York College?« Als ich nicke, kreischt sie: »Das dachte ich mir – von irgendwoher kenne ich Sie! Letztes Jahr hab ich am New York College meinen Abschluss gemacht. Welche Bude?«

»Eh...« Unbehaglich winde ich mich. »Da habe ich erst diesen Sommer angefangen.«

»Ach, tatsächlich?« Unter-Null mustert mich verwirrt.
»Das ist komisch. Weil Sie mir so bekannt vorkommen...«

Bevor ich ihr erklären kann, warum sie mich zu kennen glaubt, trällert mein Handy die ersten paar Noten des Background-Chors aus »Vacation« von den Go-Gos. (Diese Melodie habe ich ausgesucht, um mich immer wieder schmerzlich dran zu erinnern, dass ich vor dem Ende meiner halbjährigen Probezeit keinen Urlaub kriege, und bis dahin sind's noch drei Monate.) Im Display lese ich den Namen meiner Chefin. An einem Samstag ruft sie mich an?

Also muss es wichtig sein. Oder? Wahrscheinlich eher nicht.

Ich meine, ich liebe meinen neuen Job. Inmitten von College-Studenten zu arbeiten macht echt Spaß, weil sie sich dermaßen für Dinge begeistern, an die andere Leute nicht einmal denken – zum Beispiel für die Befreiung Tibets und das Recht der Arbeiterinnen in Ausbeu-

terbetrieben auf bezahlten Mutterschaftsurlaub und lauter solche Probleme.

Leider hat dieser Job in der Fischer Hall auch einen riesigen Nachteil – ich wohne gleich um die Ecke. Deshalb bin ich viel leichter zu erreichen, als es mir gefällt.

Klar, es ist okay, wenn ein Arzt zu Hause angerufen wird, weil ihn ein Patient braucht. Aber es steht auf einem ganz anderen Blatt, wenn dauernd das Handy klingelt, weil der Getränkeautomat das Wechselgeld nicht rausrückt. Oder weil jemand sein Formular für das Gesuch um die Rückerstattung des Studiengelds nicht findet und weil man rasch mal rüberkommen und bei der Suche helfen soll.

Ich weiß, manche Leute würden glauben, das wäre ein Traum, der Wirklichkeit geworden ist – ganz in der Nähe des Arbeitsplatzes zu wohnen, so dass man sofort hinlaufen kann, wenn eine Wechselgeldkrise eintritt. Besonders in New York. Denn wenn ich pendle, dauert es nur zwei Minuten, und das kann zu Fuß bewältigt werden (vier weitere Minuten, die mein tägliches Trainingspensum ergänzen).

Aber solche Leute sollten die traumhafte Konstellation nicht überbewerten, denn ich verdiene nur 23 500 Dollar pro Jahr (abzüglich der Steuer bleiben etwa 12 000 übrig). Und in New York City bezahlt man mit 12 000 bestenfalls ein Dinner pro Tag und vielleicht Jeans wie die, für die ich gerade mein Geld verprasse. Ein Apartment in Manhattan kann ich mir nur leisten, weil ich mit meinem zweiten Job gerade genug für die Miete verdiene. Am New York College dürfen nur die Leiterinnen der Studentebude – ich meine, des Studentenwohnheims – an ihrem Arbeitsplatz residieren, die Assistenzeiterinnen nicht.

Trotzdem wohne ich nahe genug bei der Fischer Hall,

so dass meine Chefin glaubt, sie könnte mich jederzeit anrufen und bitten, mal »vorbeizuschauen«. Wann immer sie mich braucht...

Zum Beispiel an einem sonnigen Samstagnachmittag im September, wenn ich gerade Jeans kaufe. Weil ein Studienanfänger am Vortag im Stoned Crow zu viele Limos mit Wodka getrunken, wie ein Toter am Boden gelegen und meine Jeans vollgekotzt hat, während ich neben ihm kniete, um seinen Puls zu fühlen.

Soll ich mich auf meinem Handy melden? Ich wäge Pro und Kontra gegeneinander ab. Pro: Vielleicht ruft Rachel an, um mir eine Gehaltserhöhung anzubieten (unwahrscheinlich). Kontra: Vielleicht ruft Rachel an, weil ich einen halbkomatösen, betrunkenen Zwanzigjährigen ins Krankenhaus bringen muss (wahrscheinlich). Während ich nachdenke, schrillt Unter-Null plötzlich: »Oh, mein Gott, jetzt weiß ich, warum Sie mir so bekannt vorkommen! Hat Ihnen schon mal jemand gesagt, dass Sie *genauso* aussehen wie Heather Wells? Wissen Sie, diese Popsängerin...«

Unter diesen Umständen beschließe ich, meine Chefin der Voicemail anzuvertrauen. Ich meine, es ist ohnehin schon schlimm genug. Erst das Getue um die Größe zwölf, und jetzt *das*. Wäre ich bloß daheimgeblieben und hätte die Jeans per Internet gekauft...

»Finden Sie?«, frage ich, nicht sonderlich begeistert.

Unter-Null bemerkt meinen mangelnden Enthusiasmus nicht. »Oh, mein Gott!«, kreischt sie wieder. »Sogar Ihre *Stimme* klingt genauso! Das kann kein Zufall sein! Aber«, fügt sie hinzu und lacht, »warum würde Heather Wells in einer Studentenbude jobben, nicht wahr?«

»In einem Studentenwohnheim«, korrigiere ich sie auto-

matisch. So müssen wir's nämlich nennen, weil »Wohnheim« nach Geborgenheit, Wärme und Gemeinschaftsgefühl zwischen den Bewohnern klingt, während »Bude« irgendwie ungemütlich und abfällig wirkt.

Als würden die Kühlschränke, die am Boden festgeschraubt sind, keine Bände sprechen.

»He!« Nun wird Unter-Null auf einmal ganz ernst. »Nicht, dass es so schrecklich wäre, wenn man in einer Studentenbude arbeitet. Und Sie sind doch nicht beleidigt, weil ich gesagt habe, Sie würden wie Heather Wells aussehen? Früher hatte ich alle ihre Alben. Und ein Riesenposter von ihr an der Wand. Als ich elf war.«

»Nein«, versichere ich ihr, »ich bin kein bisschen beleidigt.«

Unter-Null seufzt erleichtert. »Gut. Und jetzt werde ich ein Geschäft suchen, wo's meine *richtige* Größe gibt.«

»Okay.« Ich will ihr Gap Kids vorschlagen, halte mich aber zurück. Immerhin ist es nicht ihre Schuld, dass sie so winzig ist. Und ich bin auch nicht an meiner amerikanischen Durchschnittsgröße schuld.

Erst an der Kasse checke ich meine Voicemail, um rauszufinden, was meine Chefin Rachel will. In ihrer sonst so sorgfältig kontrollierten Stimme schwingt mühsam unterdrückte Hysterie mit. »Heather, ich rufe Sie an, um Sie über einen Todesfall im Gebäude zu informieren. Wenn Sie diese Nachricht erhalten, melden Sie sich bitte möglichst bald bei mir.«

Ich lasse die Jeans in Größe acht auf dem Tresen liegen und verbrauche weitere fünfzehn Minuten meines obligaten täglichen Trainingspensums, indem ich vom Laden zur Fischer Hall laufe – ja, *laufe*.

2

*I saw you two
Kissin' and huggin'
You told me
She's just your cousin
You wish
You wish
You wish
If you want me
You gotta be true
So what does that mean
About me and you?
You wish
You wish
You wish*

»You Wish«
Gesang: Heather Wells
Text und Musik: Valdez/Caputo
Aus dem Album *Sugar Rush*
Cartwright Records

Als ich um die Ecke beim Washington Square West biege, ist ein Feuerwehrwagen das Erste, was ich sehe. Der parkt auf dem Gehsteig, nicht auf der Straße, weil die ein Kiosk

blockiert, an dem Tangas mit Tigermuster verkauft werden, das Stück für fünf Dollar. Ein Schnäppchen, müsste man meinen. Nur wenn man genauer hinschaut, merkt man, dass die Tangas mit schwarzer Spitze besetzt sind. Und so, wie die aussieht, scheint sie zu kratzen, wenn sie da reingelangt, wohin sie soll – nun, Sie wissen schon, wo.

Die Stadt sperrt den Washington Square West fast nie ab, an dem die Fischer Hall liegt. Aber an diesem Samstag müssen die Anwohner einen Stadtrat oder sonst jemanden um einen Gefallen gebeten haben, weil sie einen Flohmarkt veranstalten wollten. Deshalb ist eine ganze Seite des Parks für den Verkehr gesperrt. Sicher wissen Sie, welche Art von Markt ich meine: Räucherstäbchen- und Sockenverkäufer, Karikaturisten, die Porträts zeichnen, und Künstler, die Clownsfiguren aus Draht formen.

Meinen ersten Manhattan-Flohmarkt habe ich erlebt, als ich so alt wie die Kids gewesen bin, die ich jetzt beaufsichtige. Damals war ich hellauf begeistert. »Oh, ein Flohmarkt! Was für ein Spaß!« Da wusste ich noch nicht, dass man im Kaufhaus Macy's viel billigere Socken bekommt.

Um die Wahrheit zu sagen – wenn man einen Manhattan-Flohmarkt mitgekriegt hat, kann man sich alle anderen sparen.

Nichts ist so fehl am Platz wie ein Tanga-Kiosk vor der Fischer Hall. Zu diesem Gebäude passen einfach keine Tangas. Um 1850 errichtet, überragt es majestätisch den Washington Square Park. An meinem ersten Arbeitstag habe ich in meiner Schreibtischschublade ein paar Papiere gefunden und ihnen entnommen, die Stadt würde die College-Leitung alle fünf Jahre veranlassen, eine Bau-

firma zu engagieren. Die muss den Mörtel aus den Mauern rausbohren und durch neuen ersetzen, damit sich die Ziegel der Fischer Hall nicht lockern und den Leuten auf die Köpfe fallen.

Eine gute Idee, finde ich. Aber obwohl sich die Stadtverwaltung um so was kümmert, fällt immer wieder was aus der Fischer Hall und landet auf den Köpfen der Leute. Von Ziegeln rede ich nicht. Ich habe von Flaschen und Dosen gehört, Kleidern, Büchern, CDs, Gemüse, Lakritzbonbons. Einmal ist sogar ein ganzes Brathuhn herausgeflogen.

Und ich sage Ihnen – jedes Mal, wenn ich an der Fischer Hall vorbeigehe, schaue ich zur Sicherheit nach oben.

Heute nicht. Jetzt fixiere ich die Haustür und überlege, wie ich da reinkommen soll, nachdem sich eine riesige Menschenmenge davor versammelt hat. Außerdem hält ein New-York-City-Bulle beim Eingang Wache. Nicht nur ein paar Dutzend Touristen, die den Flohmarkt besuchen, stehen herum – auch die Hälfte der Studenten, die abwarten, wann sie das Gebäude wieder betreten dürfen. Offenbar wissen sie nicht, was passiert ist. Das verraten mir die Fragen, die sie einander zurufen. Dabei müssen sie schreien, um die Panflötenmusik zu übertönen. Die trillert aus einem anderen Kiosk, an dem Kassetten mit Panflötenmusik verkauft werden.

»Was ist los?«

»Keine Ahnung. Brennt's da drin?«

»Hat irgendein Arsch seinen Fraß überkochen lassen?«

»Nein, es war Jeff, der hat schon wieder sein Bhang Lassi verschüttet.«

»Jeff, du Blödmann!«

»Diesmal war ich's nicht, das schwöre ich!«

Also wissen sie tatsächlich nicht, dass jemand in der Fischer Hall gestorben ist. Sonst würden sie nicht über Cannabis-Drinks witzeln. Zumindest nehme ich das an.

Okay, ich hoffe es.

Dann erspähe ich ein bekanntes Gesicht, und es gehört jemandem, der GANZ SICHER informiert ist. Das sehe ich Magdas Miene an. Sie regt sich nicht nur auf, weil ihr die Feuerwehrmänner den Zutritt zum Haus verwehren, sondern weil sie ALLES WEISS.

»Heather!« Jetzt entdeckt sie mich im Gedränge und schwenkt eine exquisit manikürte Hand in meine Richtung. »O Heather, es ist so schrecklich!«

Da steht sie in ihrem rosa Cafeteria-Kittel und ihren Leggings mit Leopardenmuster, schüttelt ihre gelbten Locken und qualmt entnervt eine Virginia Slim, die zwischen fünf Zentimeter langen Fingernägeln steckt. Auf jedem Nagel prangt eine amerikanische Miniaturflagge. Obwohl Magda bei jeder sich bietenden Gelegenheit in ihr Heimatland reist, die Dominikanische Republik, ist sie ihrer adoptierten Heimat in patriotischer Liebe zugetan, was sie mit kunstvoll bemalten Fingernägeln bekundet.

Dadurch habe ich sie kennen gelernt. Vor vier Monaten, bei der Maniküre. Und da erfuhr ich auch von dem Job in der Studentenbude (ich meine, im Studentenwohnheim). Justine, meine Vorgängerin, war gefeuert worden – wegen Veruntreuung von 7000 Dollar aus der Fischer-Hall-Portokasse, was Magda, die Kassiererin der Cafeteria in der Studentenbude (im Studentenwohnheim, meine ich) ganz furchtbar empörte.

»Ist das zu fassen?«, beschwerte sie sich bei allen, die ihr zuhörten, während ich meine Zehennägel mit Hot Tamale Red lackieren ließ. Selbst wenn man sich in einer

ernsthaften Lebenskrise befindet, so wie ich damals, sollte man wenigstens auf hübsche Zehen achten.

Ein paar Stühle weiter wurden Miniatur-Freiheitsstatuen auf Magdas Daumnägeln gepinselt, zu Ehren des Volkstrauertags. Wortreich beklagte sie sich über Justine, meine Vorgängerin.

»Sie hat siebenundzwanzig Keramiköfen als Büromaterial bestellt und ihren Freundinnen zur Hochzeit geschenkt!«

Was Keramiköfen sind und warum jemand so was zur Hochzeit haben will, weiß ich noch immer nicht. Aber sobald ich hörte, an Magdas Arbeitsplatz sei jemand gefeuert worden, stürzte ich mich auf die Info. Zu den Vergünstigungen eines College-Jobs gehört immerhin der Erlass von Studiengebühren, neben zwanzig Urlaubstagen und kostenloser ärztlicher und zahnärztlicher Behandlung.

Also verdanke ich Magda eine ganze Menge. Nicht nur, weil sie mir geholfen hat, den Job zu kriegen (oder weil ich in der Cafeteria umsonst essen kann, wann immer ich will – vielleicht einer der Gründe, warum ich nicht mehr Größe acht trage, vom Eitelkeitsfaktor abgesehen). Sondern auch, weil sie jetzt zu meinen besten Freundinnen zählt.

»Wer ist es, Mag?« Mühsam zwänge ich mich durch die Menschenmenge zu ihr. »Wer ist gestorben?«

Ich fürchte nämlich, es könnte jemand sein, den ich kenne – womöglich einer dieser freundlichen Hausmeister, die immer so nett sind, die Kotze vom Boden zu wischen, obwohl das nun wirklich nicht zu ihren Pflichten gehört. Oder einer der Werkstudenten, die ich beaufsichtigen soll – wobei die Betonung auf dem Wort *soll* liegt,

denn in den drei Monaten, seit ich in der Fischer Hall jobbe, befolgen nur wenige Kids meine Instruktionen. (Die meisten halten nach wie vor der diebischen Justine die Treue.)

Und wenn sie tatsächlich mal tun, was ich sage, dann nur bei beliebten Aufträgen. Zum Beispiel, falls sie die leer geräumten Zimmer ehemaliger Bewohner inspizieren und alles entfernen sollen, was zurückgeblieben ist, für gewöhnlich halb volle Jägermeister-Flaschen.

Wenn ich am nächsten Tag zur Arbeit erscheine, kann ich keinen Einzigen überreden, runterzukommen und die Post zu sortieren, weil sie alle total verkatert sind.

Aber da gibt's auch ein paar Kids, die ich wirklich mag, nämlich die Stipendiaten. Die tanzen *nicht* mit einer Visa-Card hier an, die Mom und Dad jeden Monat liebend gern bezahlen. Um die Kosten für ihre Bücher zu bestreiten arbeiten sie. Und an den Samstagabenden muss ich sie nicht lange beknieen, damit sie an der Rezeption die Nachtschicht ab vier Uhr übernehmen.

»O Heather«, wispert Magda. Meinen Namen spricht sie wie »Haythar« aus. Und sie flüstert, weil die Kids nicht erfahren sollen, worum's hier geht. Was immer es sein mag. »Einer meiner kleinen Filmstars!«

»Ein Student?« Ringsum fallen mir ein paar Leute auf, die Magda neugierig begafften. Nicht, weil sie seltsam aussieht. Nun ja, sie *sieht* seltsam aus, weil sie so wahnsinnig viel Make-up ins Gesicht schmiert. Neben ihr würde Christina Aguileras Look *au naturel* wirken. Und diese endlos langen Fingernägel...

Aber hier im Village könnte man Magdas Stil eher harmlos finden.

Was die Leute nicht verstehen, ist der Hinweis auf den

»Filmstar«. Jedes Mal, wenn ein Student die Fischer-Hall-Cafeteria betritt, oder eine Studentin, nimmt Magda seine oder ihre Essenskarte, lässt sie durch den Scanner laufen und singt: »Seht euch all die schönen Filmstars an, die bei uns dinieren! Wie glücklich wir sind, weil wir so viele schöne Filmstars in der Fischer Hall haben!«

Zuerst dachte ich, Magda würde den Kids schmeicheln, die Theaterwissenschaft und Schauspiel studieren. Und die gibt's massenhaft am New York College, viel mehr als Medizin- oder Betriebswirtschaftsstudenten.

Doch dann – an einem dieser Tage, wo die Kids ihre Eisbecher selbst besorgen müssen – ließ Magda die Bombe platzen und behauptete, die Fischer Hall sei tatsächlich berühmt. Nicht aus den Gründen, die Sie vermuten. Weil sie am historischen Washington Square liegt, wo Henry James mal gewohnt hat, oder gegenüber vom ruhmreichen Galgenbaum, an dem im achtzehnten Jahrhundert so viele Leute gehangen haben. Nicht einmal, weil der Park früher ein Armenfriedhof war. Was bedeutet das für all die Bänke und Hotdog-Stände? Klar, die stehen auf Skeletten.

Nein, laut Magda ist die Fischer Hall berühmt, weil hier mal eine Szene für den Film *Teenage Mutant Ninja Turtles* gedreht wurde. Donatello oder Raphael oder eine andere Schildkröte – ich erinnere mich nicht genau, welche es war – schwang sich vom Fischer-Hall-Penthouse zum Nachbargebäude, und die Studenten agierten als Statisten. Fasziniert starrten sie nach oben und zeigten auf die Stunt-Schildkröte.

Im Ernst – die Fischer Hall blickt auf eine ziemlich aufregende Geschichte zurück. Allerdings haben die einstigen Statisten ihr Studium längst beendet und sind ausge-

zogen. Deshalb glaube ich, die Leute wundern sich, weil Magda nach so vielen Jahren immer noch davon redet.

Aber das muss man verstehen. Für jemanden wie Magda beweist die Tatsache, dass an ihrem Arbeitsplatz eine fantastische Filmszene gedreht wurde, Amerikas Größe. Andererseits muss jeder, der die Zusammenhänge nicht kennt, das Gerede von den »kleinen Filmstars« ein bisschen – nun ja – behämmert finden.

Was vermutlich erklärt, warum uns so viele Leute neugierig mustern, nachdem sie Magdas Gefühlsausbruch mitgekriegt haben.

Damit die Kids nicht Lunte riechen, nehme ich Magdas Arm und führe sie zu einer der Topfpflanzen vor dem Haus, die gewisse Studenten bedauerlicherweise als Aschenbecher benutzen. Hier sind wir erst mal ungestört.

»Was ist los?«, frage ich leise. »Rachel hat mir eine Nachricht auf meinem Handy hinterlassen – über einen Todesfall. Mehr hat sie nicht gesagt. Weißt du, wer gestorben ist, und auf welche Weise?«

»Keine Ahnung«, flüstert Magda und schüttelt den Kopf. »Ich sitze hinter meiner Kasse. Plötzlich höre ich Geschrei, und jemand sagt, ein totes Mädchen liegt am Boden des Liftschachts.«

»Oh, mein Gott!«, hauche ich schockiert. Ich habe mit einer Überdosis oder einem Gewaltverbrechen gerechnet. Klar, die Fischer Hall wird rund um die Uhr von Sicherheitsbeamten bewacht. Trotzdem schleichen sich manchmal zwielichtige Typen rein. Wir leben schließlich in New York City.

Aber ein Todesfall in einem *Liftschacht*?

Die Augen voller Tränen, versucht Magda tapfer nicht zu weinen. Sonst würden die Studenten merken, dass

WIRKLICH was Schlimmes geschehen ist. (Und Magdas zahlreiche Mascara-Schichten wären gefährdet.) »Angeblich stand sie auf einer Liftkabine.«

»Surfing?« Mein Entsetzen wächst. »Lift-Surfing?«

»Ja.« Vorsichtig wischt sie mit einem spitzen Fingernagel eine Träne aus ihrem Augenwinkel. »Deshalb darf niemand rein.

Die kleinen Filmstars müssen mit dem Lift zu ihren Garderoben hinauffahren. Aber erst mal soll die Tote entfernt werden...«

Aufschluchzend verstummt sie. Ich lege einen Arm um ihre Schultern und drehe sie hastig zu mir herum – erstens, um sie zu trösten, zweitens, um ihr Weinen zu dämpfen. Neugierig spähen die Studenten zu uns herüber. Auf keinen Fall dürfen sie merken, dass irgendwas nicht stimmt. Das werden sie noch früh genug herausfinden.

Aber wahrscheinlich wird es ihnen nicht so schwerfallen, daran zu glauben, wie mir.

Eigentlich dürfte mich das nicht überraschen. Das Lift-Surfen ist ein weit verbreitetes Campus-Problem – und nicht nur am New York College, auf allen Universitäten im ganzen Land. Für gewisse Teenager gibt es keinen besseren Kick, als aufs Dach der Liftkabinen zu springen und in dunklen, gefährlichen Schächten rauf- und runterzugleiten. Dazu fordern sie einander sogar heraus. Meistens, wenn sie betrunken sind. Und man hört sehr oft, dass sie sich bei diesen grausigen Mutproben selber enthaupten.

Auch in der Fischer Hall musste das irgendwann passieren. Aber Magda sagt, ein *Mädchen* sei gestorben.

Und das kommt mir unheimlich vor. Von einem *Mäd-*

chen, das sich beim Lift-Surfing hervortun will, habe ich noch nie gehört. Zumindest nicht in der Fischer Hall.

Dann hebt Magda den Kopf von meiner Schulter und jammert: »Uh – oh.«

Ich drehe mich um, weil ich sehen will, was sie meint. Prompt stockt mir der Atem. Denn Mrs Allington, die Frau von Phillip Allington – im letzten Frühling zum sechzehnten Präsidenten der Universität ernannt –, stolpert den Gehsteig entlang.

Über die Allingtons weiß ich eine ganze Menge. In Justines Papieren habe ich nämlich noch was gefunden – kurz bevor ich alle weggeworfen habe. Da war ein Zeitungsausschnitt aus der *New York Times*, mit großem Tamtam um den frisch gebackenen Präsidenten, der lieber in einem Studentenwohnheim lebt als in einer der Luxusvillen, die dem College gehören.

»Phillip Allington«, stand in diesem Artikel, »ist ein Akademiker, der den Kontakt mit der studentischen Bevölkerung nicht verlieren will. Wenn er sein Büro verlässt, um nach Hause zu gehen, benutzt er dieselben Lifte wie die Junioren, in deren Nähe er wohnt...«

Was die *Times* allerdings zu erwähnen vergaß – der Präsident und seine Familie residieren im Penthouse der Fischer Hall, das die gesamte neunzehnte Etage einnimmt. Dauernd beschwerten sie sich, weil die Aufzüge in jedem Stockwerk hielten, um Studenten rauszulassen, und schließlich besorgte Justine ihnen Schlüssel, die Liftfahrten ohne Unterbrechung ermöglichen.

Abgesehen von diesem Gejammer über die Lifte hat Eleanor, die Gattin des Präsidenten, anscheinend wenig zu tun. Wann immer ich sie sehe, kehrt sie entweder aus dem Saks an der Fifth Avenue zurück, oder sie macht sich

auf den Weg dorthin. Offenbar ist sie ganz versessen aufs Einkaufen, so wie eine Olympionikin auf ihr Training.

Aber Mrs Allingtons Lieblingssport – außer dem Kaufrausch – besteht vermutlich aus dem Konsum gewaltiger Wodka-Mengen. Wenn sie mit Dr. Allington von einer Dinnerparty in Gesellschaft des Kuratoriums zurückkehrt, veranstaltet sie jedes Mal einen Riesenwirbel in der Halle. Meistens geht es um ihre Kakadus. Zumindest habe ich das von Pete gehört, meinem Lieblingssicherheitsbeamten.

»Diese Vögel hassen Sie, Dicker«, hat sie ihm einmal erklärt.

Was natürlich gemein ist, wenn man's recht bedenkt. Und eine Lüge, weil Pete kein bisschen dick wirkt. Einfach nur Durchschnitt.

In unregelmäßigen Abständen sorgen die Verbalattacken der volltrunkenen Mrs Allington am Empfang in der Eingangshalle für Heiterkeitsausbrüche. Diese Rezeption wird rund um die Uhr von Studenten besetzt, die in der Fischer Hall arbeiten und von mir kontrolliert werden. Spätabends, wenn Dr. Allington nicht daheim ist, ruft seine Gemahlin manchmal die Rezeption an, um von verwirrenden Ereignissen zu berichten: Jemand habe alle ihre gefüllten Artischocken gegessen; auf ihrer Terrasse würden sich Kojoten tummeln; oder winzige unsichtbare Zwerge würden aufs Kopfteil ihres Betts einhämmern.

Laut Pete sind die Studenten anfangs furchtbar über diese Informationen erschrocken und haben ihre älteren Kommilitonen – im dritten oder vierten Studienjahr – angepiepelt, die in der Fischer Hall umsonst Kost und Logis genießen und als Gegenleistung eine Art Hausmütter spielen, jeweils einer pro Stockwerk. Diese Hausmütter

verständigen die Heimleiterin, die dann in den Lift steigt und zur neunzehnten Etage hinauffährt, um der Sache auf den Grund zu gehen.

Aber wenn Mrs Allington die Tür öffnet, die Augen gerötet, in Velour gehüllt (ja, ich weiß! Velour! Fast so gut wie Stretch-Samt!), lallt sie nur: »Keine Ahnung, wovon Sie reden!«

Während hinter ihr (was verschiedene ältere Semester bezeugen) die Kakadus wie verrückt kreischen.

Geradezu gespenstisch.

Aber für Mrs Allington nicht so gespenstisch wie für uns alle, denn am nächsten Tag scheint sie sich an nichts zu erinnern und stolziert majestätisch zum Saks – die Queen der Fischer Hall.

Von dort kommt sie jetzt zurück. Mit Einkaufstüten beladen, wirft sie dem Cop, der die Haustür bewacht, einen vernichtenden Blick zu. »Entschuldigen Sie, ich wohne hier.«

»Tut mir leid, Lady, da dürfen nur die Leute vom Notdienst rein, die Bewohner müssen noch eine Weile warten.«

»Ich bin keine Bewohnerin.« Inmitten ihrer Tüten scheint Mrs Allington anzuschwellen. »Ich bin... Ich bin...« Anscheinend weiß sie nicht genau, was sie ist. Nicht, dass es den Officer interessieren würde.

»Tut mir leid, Lady«, wiederholt er. »Warum schauen Sie sich nicht auf dem Flohmarkt um? Oder drüben im Park stehen hübsche Bänke. Ruhen Sie sich ein bisschen aus, bis wir die Leute wieder reinlassen, okay?«

Sie sieht etwas mitgenommen aus, und so laufe ich zu ihr. Deshalb lasse ich Magda im Stich – weil Mrs A. mich offenbar dringender braucht. Sie steht einfach nur da, in

zu enger Designerjeans, einem Seidentop, tonnenweise mit goldenem Schmuck behangen, die Einkaufstüten in schlaffen Händen. Verwirrt klappt sie den Mund auf und zu. Ja, eindeutig – sie ist ziemlich grün im Gesicht.

»Haben Sie's nicht gehört, Ma'am?«, fragt der Cop. »Hier darf niemand rein. Sehen Sie all die Kids? Die warten ebenfalls. Also warten Sie mit ihnen, oder gehen Sie weg.«

Aber Mrs Allington kann sich nicht bewegen. Und sie steht auch nicht allzu sicher auf den Beinen, wenn Sie mich fragen. Als ich nach ihrem Arm greife, nimmt sie meine Gegenwart gar nicht zur Kenntnis. Vermutlich weiß sie nicht einmal, wer ich bin. Obwohl sie mir an jedem Wochentag zunickt, wenn sie gegenüber meiner Bürotür aus dem Fahrstuhl steigt, auf dem Weg zu ihrer Kaufruschorgie – ich meine, zu ihrem Einkaufsbummel. »Guten Morgen, Justine«, sagt sie. (Trotz meiner mehrfachen Korrekturen.) Vielleicht bringt sie mein Anblick am Wochenende, außerhalb des Büros, etwas durcheinander.

»Officer, ihr Ehemann ist der Präsident«, erkläre ich und zeige auf Mrs Allington, die einen Studenten mit violetterm Haar und gepiercter Augenbraue anblinzelt. »Phillip Allington, er wohnt im Penthouse. Und es geht ihr nicht so gut. Darf ich sie hineinbringen?«

Der Bulle nimmt mich unter die Lupe. »Von irgendwoher kenne ich Sie.« Kein besonders origineller Versuch, ein Mädchen anzubaggern. Und in meinem Fall geradezu ätzend.

»Wahrscheinlich aus der Nachbarschaft. Ich arbeite hier.« Während ich ein übertriebenes Grinsen aufsetze, zeige ich ihm meinem College-Ausweis mit dem Foto, auf dem ich stockbesoffen aussehe. Obwohl ich es damals

gar nicht war. Erst nach dem Anblick dieses Porträts. »Da steht es, ich bin Assistenzdirektorin.«

Von diesem Titel nicht sonderlich beeindruckt, zuckt er die Achseln. »Meinetwegen, bringen Sie die Frau rein. Aber ich weiß nicht, wie Sie mit ihr raufkommen wollen. Niemand darf den Lift benutzen.«

Wie ich Mrs Allington ins Penthouse verfrachten soll, weiß ich allerdings auch nicht. Weil sie so wackelig auf den Beinen ist, muss ich sie wahrscheinlich tragen. Ich schaue über die Schulter zu Magda hinüber, die meine Notlage erkennt und die Augen verdreht. Aber sie tritt ihre Zigarette aus und läuft tapfer zu uns, um ihre Hilfe anzubieten.

Aber bevor sie uns erreicht, stürmen zwei junge Frauen keuchend aus dem Haus – im New-York-College-Standard-Outfit, Hüftjeans mit Bauchnabelpiercing.

»Oh, mein Gott, Jeff!«, ruft ein Mädchen dem Typ zu, der ständig sein Bangh Lassi verschüttet. »Was ist denn mit den Aufzügen los? Gerade mussten wir siebzehn Stockwerke runtersteigen.«

»Ich sterbe!«, kündigt das andere Mädchen an.

»Im Ernst!«, japst die erste Studentin. »Wofür bezahlen wir Tutoren und Wohngeld, wenn der PRÄSIDENT keinen einzigen Cent für Fahrstühle ausgibt, die *nicht* ständig zusammenkrachen?!«

Feindselig mustert sie Mrs Allington, die den Fehler begangen hat, ihr Foto in der College-Zeitung zu veröffentlichen. Deshalb ist sie eine jederzeit erkennbare Zielscheibe in der Bude – ich meine, im Studentenwohnheim.

»Kommen Sie, Mrs Allington.« Hastig zupfe ich an ihrem Arm. »Gehen wir hinein.«

»Wird auch Zeit«, murmelt sie und schwankt ein bisschen, als Magda ihren anderen Arm umfasst. Zu zweit dirigieren wir sie durch die Haustür, vom Geschrei der Studenten begleitet.

»He, warum dürfen *die* rein und *wir* nicht? Auch *wir* wohnen hier!«

»Das ist unfair!«

»Verdammte Klassenunterschiede!«

Weil Mrs Allington ganz vorsichtig einen Bleistiftabsatz vor den anderen setzt, bin ich mir ziemlich sicher – sie muss schon jetzt ein bisschen beschwipst sein, obwohl noch nicht einmal Mittag ist. Mein Verdacht bestätigt sich, als wir drei die Eingangshalle betreten. Plötzlich beugt sich Mrs A. über einen Blumenkasten und erbricht ihr Frühstück.

Offenbar hat sie heute Morgen ihre Spiegeleier mit ein paar Bloody Marys runtergespült.

»Santa Maria!«, stöhnt Magda entsetzt. Wer kann es ihr verübeln?

Über andere Leute weiß ich nicht viel, aber wenn *ich* mich übergebe (was mir, wie ich leider gestehen muss, an jedem Silvesterabend passiert), freue ich mich über ein bisschen Mitleid, selbst wenn es einzig und allein *meine* Schuld ist.

Also tätschle ich Mrs Allingtons gepolsterte Schulter.
»Fühlen Sie sich jetzt besser?«

Da fixiert sie mich mit zusammengekniffenen Augen, als würde sie mich erst jetzt wahrnehmen. »Wer zum Teufel sind Sie?«

»Äh – die Assistenzdirektorin. Heather Wells. Erinnern Sie sich? Vor ein paar Monaten haben wir uns kennen gelernt.«

Irritiert hebt sie die Brauen. »Was ist aus Justine geworden?«

»Sie hat einen anderen Job gefunden«, lüge ich, denn in Wirklichkeit ist Justine ja gefeuert worden. Aber um fair zu bleiben – *ihre* Version von der Story kenne ich nicht. Ich meine, vielleicht hat sie das Geld dringend gebraucht. Womöglich leben ihre Verwandten in Bosnien – oder in einem Land, wo es furchtbar kalt ist und keine Heizung gibt. Deshalb haben sie diese Keramiköfen bekommen. Damit sie den Winter überleben. Natürlich kann man das nie wissen.

Mrs Allington kneift noch einmal die Augen zusammen. »Oh, Heather Wells?« Dann blinzelt sie noch ein paar Mal. »Sind Sie nicht – dieses Mädchen? Das früher in allen Einkaufszentren gesungen hat?«

Und dann merke ich, dass sie mich endlich erkannt hat. Okay. Aber nicht als die Assistenzdirektorin des Studentenwohnheims, in dem sie lebt.

Wow. Niemals hätte ich Mrs Allington für einen Fan von Teenie-Popmusik gehalten. Eigentlich ist sie eher der Barry-Manilow-Typ. Etwas älterer Teenie-Pop. »Ja, das war ich«, erkläre ich in freundlichem Ton, weil sie mir immer noch leidtut, wegen der Kotzerei und so. »Aber ich trete nicht mehr auf.«

»Warum nicht?«, will sie wissen.

Magda und ich wechseln einen Blick. Offenbar kehrt ihr Humor zurück, denn ihre sorgsam, mit einem Lippenpinsel nachgezeichneten Mundwinkel heben sich.

»Äh«, erwidere ich, »das ist eine lange Geschichte. Erst mal verlor ich meinen Plattenvertrag ...«

»Weil Sie so fett geworden sind?«, fragt Mrs Allington. Wie ich zugeben muss, hat sie sich mit dieser Frage mein Mitleid verscherzt.

3

*I tell you I can't
But you don't seem to care
I tell you I won't
It's like I'm not even there
I can't wait forever
I won't wait forever
Baby, it is now or never
Tell me you love me
Or baby, set me free*

»I Can't«
Gesang: Heather Wells
Text und Musik: O'Brien/Henke
Aus dem Album *Sugar Rush*
Cartwright Records

Zum Glück kann ich es mir ersparen, Mrs Allingtons Anspielung auf mein Gewicht zu beantworten, denn jetzt eilt Rachel Walcott zu uns, meine Chefin. Ihre Lackschuhe klicken auf dem Marmorboden der Halle.

»Vielen Dank, dass Sie gekommen sind, Heather!«, ruft sie erleichtert, was mich irgendwie aufbaut. Wissen Sie, ich mag das Gefühl, gebraucht zu werden, selbst wenn ich nur 23 500 Dollar pro Jahr wert bin.

»Natürlich, gerne«, versichere ich. »Tut mir so leid. War es – ich meine, ist es jemand, den wir kennen?«

Aber Rachel runzelt nur warnend die Stirn, was in etwa bedeutet: *Reden Sie vor fremden Leuten nicht über interne Dinge*. Die Fremden sind Mrs Allington und Magda, weil die Angestellten, die in der Cafeteria arbeiten, nicht zum Personal des Studentenwohnheims zählen und die Gattinnen der Präsidenten SCHON GAR NICHT. Dann wendet sie sich zu Mrs A. »Guten Morgen, Mrs Allington«, schreit sie, so wie man mit alten Menschen redet, obwohl Mrs Allington nicht viel älter als sechzig sein kann. »Das alles bedauere ich zutiefst. Geht es Ihnen gut?«

Mrs Allington geht es ziemlich schlecht. Aber das will ich trotz ihrer Bemerkung über meine Körperfülle nicht ausplaudern. Immerhin ist sie die Gemahlin des Präsidenten. Also sage ich nur: »Sie fühlt sich nicht besonders.«

Diese Erklärung ergänze ich mit einem bedeutungsvollen Blick auf den Blumenkasten, in den Mrs A. soeben gekotzt hat, und ich hoffe, Rachel wird's kapieren. Allzu lange arbeiten wir noch nicht zusammen. Sie wurde nur ein oder zwei Wochen vor mir eingestellt, weil die College-Direktion einen Ersatz für die Heimleiterin brauchte, die nach Justines Rauswurf gekündigt hatte. Nicht aus Solidarität mit Justine. Ihr Mann hatte einen Job als Förster in Oregon bekommen.

Hmmm. Mit einem Förster verheiratet... Um einem solchen Ehemann zu folgen, würde ich ebenfalls kündigen.

Aber wenn Rachel auch ein Neuling in der Position der Fischer-Hall-Heimleiterin ist, besitzt sie ausreichende Erfahrungen auf akademischem Terrain (so wie alle Vor-

standsmitglieder, die kein Lehramt ausüben – zumindest habe ich das in Justines Akten gelesen). Die letzte Studentenbude – ich meine, das letzte Studentenwohnheim, das Rachel, eine Yale-Absolventin, geleitet hat, gehört zum Earlcrest College in Richmond, Indiana.

Rachel hat mir erzählt, es sei ein Kulturschock gewesen aus einer Stadt wie Richmond, wo die Leute nicht einmal nachts ihre Haustüren versperren, nach New York City zu übersiedeln. Aber soweit ich es beurteilen kann, hat sie in der Hoosier-Hochburg nicht gedarbt. Jede New Yorker Karrierefrau wäre glücklich, würde sie eine Garderobe wie meine Chefin besitzen – Armani und Manolos in rauen Mengen. Und das ist zweifellos bewundernswert, weil sie nicht viel mehr verdient als ich (zu ihrem Gehalt gehört aber auch das kostenlose Apartment in der Fischer Hall). Gewissenhaft besucht sie allwöchentlich die Designer-Secondhand-Läden, um modisch up to date zu bleiben. Dank ihres regelmäßigen Fitnessstrainings – jeden Tag zwei Stunden – behält sie ihre Figur (Größe zwei), und so passt sie in die abgelegten Sachen der Models.

Immer wieder will sie mir einreden, ich müsste nur aufhören, so viele Kohlenhydrate zu essen, und täglich eine halbe Stunde auf dem Stepper verbringen, und ich könnte fast mühelos zu meiner einstigen Größe acht zurückkehren. Das würde mir leichtfallen, weil mir mein Job die gebührenfreie Mitgliedschaft im College-Fitnesszentrum ermöglicht.

Dort war ich mal, und es ist beängstigend. Da sehe ich all die gertenschlanken Studentinnen, die ihre dünnen Arme beim Aerobic oder Yoga oder sonst was schwenken und in der Luft rumstochern. Im Ernst, irgendwann wird eine der anderen die Augen ausstechen.

Wenn ich genug abnehme, meint Rachel, werde ich mir einen fabelhaften Freund zulegen. Das plant sie selber nämlich, sobald sie im Village einen Kerl findet, der nicht schwul ist, alle seine Haare hat und mindestens hunderttausend pro Jahr verdient.

Aber wie um alles in der Welt soll man auf Sesamnudelsalat verzichten? Nicht einmal für einen Typ, der hunderttausend pro Jahr einheimst.

Außerdem – äh – weise ich Rachel ständig darauf hin, dass man mit Größe zwölf, der Durchschnittsgröße der Amerikanerin, nicht fett ist. Alles klar? Und es gibt viele von unserer Sorte (Größe zwölf), die Freunde haben. Ich zwar nicht. Aber viele andere Mädchen mit meiner Figur. Sogar noch dickere.

Also verfolgen Rachel und ich verschiedene Ziele – sie will einen Freund, ich im Moment nur einen Bachelorabschluss. Ebenso wenig können wir uns in der Frage einigen, woraus eine Mahlzeit bestehen soll. Für sie aus Salat ohne Dressing, für mich aus Falafel mit Tahina, einer Sesamsauce, und einem Pittabrot mit Hummus als Vorspeise und vielleicht einem Eiscreme-Sandwich zum Dessert. Davon abgesehen kommen wir gut miteinander aus. Jedenfalls scheint sie den Blick zu verstehen, den ich ihr hinter Mrs Allingtons Rücken zuwerfe.

»Gut, dann bringe ich Sie jetzt nach Hause, Mrs. Allington«, schlägt sie vor. »Ich führe Sie hinauf. Okay?«

Kraftlos nickt Mrs A. und scheint ihr Interesse an meinem Berufswechsel zu vergessen. Rachel umfasst den Arm der Präsidentengattin, und Pete verscheucht die Feuerwehrmänner, damit sie ihnen den Weg zu den Aufzügen nicht versperren, die sie eigens für Mrs Allington wieder eingeschaltet haben. Unwillkürlich starre ich in die

Liftkabine, als die Türen auseinandergleiten. Wenn da Blut ist... Ich weiß, die Leiche wurde auf dem Boden des Schachts gefunden. Aber wenn ein Teil irgendwie in die Kabine gelangt ist...

Zu meiner Erleichterung entdecke ich kein Blut. Die Kabine sieht aus wie eh und je. In die imitierte Mahagonitäfelung, zwischen den Messingbeschlägen, haben ein paar Hundert Erstsemester mit ihren Zimmerschlüsseln Initialen oder diverse unanständige Wörter geritzt.

Bevor sich die Türen schließen, höre ich Mrs Allington murmeln: »Die Vögel.«

»O Gott«, stöhnt Magda. Über der Lifttür sehen wir die Zahlen aufleuchten, während die Kabine nach oben gleitet. »Hoffentlich übergibt sie sich da drin nicht noch einmal.«

»Dann wäre die Fahrt bis ins neunzehnte Stockwerk ziemlich unappetitlich«, meine ich.

Magda erschauert, als würde sie an etwas Widerwärtiges denken, wahrscheinlich Mrs A.s Erbrochenes, und sieht sich um. »Hier ist es so still.« Fröstelnd verschränkt sie die Arme. »So still war's sicher nicht mehr seit der Zeit, bevor alle meine kleinen Filmstars eingezogen sind.«

Da hat sie zweifellos Recht. Für ein Gebäude, das so viele junge Leute beherbergt – siebenhundert, die meisten noch Teenager –, herrscht beklemmende Stille in der großen Halle. Niemand jammert, weil die Werkstudenten so lange brauchen, um die Post zu sortieren. (Annähernd sieben Stunden. Unter Justines Aufsicht haben sie das angeblich in knapp zwei Stunden erledigt. Manchmal frage ich mich, ob Justine vielleicht einen geheimen Pakt mit dem Satan geschlossen hat.) Niemand beklagt sich über die kaputten Geldwechselautomaten unten im

Spielsalon; keiner saust auf Rollerblades auf den Marmorböden herum; und niemand streitet mit Pete über die Erlaubnis, Gäste zu empfangen.

Nicht, dass keine Menschenseele hier wäre. In der Halle wimmelt es von Polizisten, Feuerwehrmännern, College-Funktionären, Campus-Sicherheitsbeamten in ihren babyblauen Uniformen und ein paar Werkstudenten. Mit grimmigsten Mienen tummeln sie sich alle auf den Marmorfliesen, zwischen dunklen, mit Mahagoni getäfelten Wänden.

Trotzdem Stille. Absolute Stille.

»Pete?«, rufe ich und gehe mit Magda zum Schreibtisch der Sicherheitsbeamten. »Wissen Sie, wer es war?«

Was in diesem Haus geschieht, wissen die Wachtposten *immer*. Dagegen können sie gar nichts tun, denn sie sehen alles auf ihren Monitoren – von den Studenten, die im Treppenhaus rauchen, bis zu den Dekanen, die im Fahrstuhl in der Nase bohren, und den Bibliothekaren, die in den kleinen Lesenischen Sex haben...

Ziemlich pikante Infos, die sie da sammeln.

»Klar.« Wie üblich fixiert Pete mit einem Auge die Halle und mit dem anderen die Monitore auf seinem Tisch. Jeder zeigt einen anderen Teil der Bude (ich meine, des Studentenwohnheims), vom Eingang zum Penthouse der Allingtons bis zur Wäscherei im Keller.

»Und?« Magda runzelt angstvoll die Stirn. »Wer war's?«

Vorsichtig späht er zur Rezeption hinüber, um sich zu vergewissern, dass die Werkstudenten nicht lauschen.

»Kellogg. Elizabeth. Erstsemester.«

Beinahe seufze ich erleichtert. Nie von ihr gehört. Dann schäme ich mich für dieses Gefühl. Ob sie nun ein Mitglied meiner Werkstudententruppe war oder nicht – sie

ist und bleibt eine achtzehnjährige Leiche. »Wie konnte das passieren?«

Pete mustert mich sarkastisch. »Was glauben Sie denn?«

»Aber...« Irgendetwas verwirrt mich. »So was machen Mädchen nicht – ich meine, Lift-Surfing.«

»Diese Studentin schon«, erwidert er und zuckt die Achseln.

»Warum hat sie so was Dummes getan?«, flüstert Magda. »War sie high?«

»Wie soll ich das wissen?« Pete scheint sich über unseren Schwall von Fragen zu ärgern. Offenbar faucht er uns nur an, weil er genauso genervt ist wie wir. Das finde ich merkwürdig, denn eigentlich dürfte ihn in diesem Haus nichts mehr wundern. Schon seit zwanzig Jahren arbeitet er fürs College. Ebenso wie ich hat er den Job wegen diverser Vergünstigungen angenommen. Als Witwer muss er vier Kinder ernähren, die mit einer großartigen – und kostenlosen – akademischen Ausbildung rechnen können. Vor allem aus diesem Grund trat er die Stellung in der Fischer Hall an, nachdem ihn eine Knieverletzung an einen Schreibtisch beim New York Police Department verbannt hatte. Nancy, seine älteste Tochter, möchte Kinderärztin werden.

Doch das alles hindert Petes Gesicht nicht daran, putterot anzulaufen, wenn ihn die Studenten »Rent-a-Cop« nennen – erbost, weil sie ihre Hightech-Halogenlampen wegen der Feuergefahr nicht ins Haus bringen dürfen. Das ist unfair, denn er leistet wirklich ausgezeichnete Arbeit. Nur wenn er dienstfrei hat, schaffen es die Pizza-Boten, in die Fischer Hall zu schleichen und ihre flachen Schachteln unter allen Türen hindurchzuschieben.

Was keineswegs bedeutet, dass er nicht das beste Herz der Welt besäße... Wenn die Kids aus ihren Zimmern herunterkommen und angewidert Fallen mit Klebstoff hochhalten, an denen lebende Mäuse haften, geht er damit in den Park. Dort gießt er Öl auf die Fallen, um die winzigen Füße zu befreien, und lässt die Tierchen laufen.

Und nun ist jemand während seiner Dienstzeit gestorben. Diesen Gedanken erträgt er nicht.

»Sicher wird der Leichenbeschauer Alkohol- und Drogentests machen«, versucht er gleichmütig zu erklären. »Falls er jemals herkommt.«

»Heißt das – sie ist immer noch da?«, frage ich entsetzt. »Die – die Tote?«

Pete nickt. »Unten. Am Boden des Liftschachts. Da wurde sie gefunden.«

»Wer hat sie gefunden?«

»Die Feuerwehr. Nachdem uns jemand informierte, der sie gesehen hatte.«

»Gesehen? Wie sie runtergefallen ist?«

»Nein. Der Student schaute durch den Spalt runter – Sie wissen schon, zwischen dem Boden eines Stockwerks und der Liftkabine. Und da sah er sie liegen.«

Plötzlich fange ich zu zittern an. »Meinen Sie etwa – niemand hat es gemeldet, als es passiert ist? Die Leute, die mit ihr zusammen waren...«

»Welche Leute?«

»Natürlich die Kids, die beim Lift-Surfing des Mädchens dabei waren. So was Hirnrissiges spielt doch kein Mensch allein. Darüber wurden Sie nicht informiert, Pete?«

»Zu mir hat niemand was gesagt. Erst heute Morgen, als ein Student durch den Spalt geschaut hatte.«

»Also könnte sie schon stundenlang da unten liegen?«, würge ich hervor.

»Nicht lebend«, betont Pete, der meinen Gedanken- gang errät. »Weil sie auf den Kopf gefallen ist.«

»Santa Maria«, haucht Magda und bekreuzigt sich.

Mein Grauen lässt nur geringfügig nach. »Und – wieso weiß man, wer sie war?«

»In ihrer Jeanstasche wurde der College-Ausweis ge- funden«, erläutert Pete.

»Nun, wenigstens hat sie vorausgedacht«, wirft Magda ein.

»Magda!«, rufe ich schockiert.

Aber sie zuckt nur die Achseln. »Stimmt's etwa nicht? Wenn man so was Blödes riskiert, sollte man wenigstens einen Ausweis bei sich tragen, damit die Leiche später identifiziert werden kann, nicht wahr?«

Bevor Pete oder mir eine passende Antwort einfällt, stürmt Gerald, der Geschäftsführer der Cafeteria, in die Halle und sucht seine entlaufene Kassiererin. »Magda!«, schimpft er. »Was treibst du denn? Die Bullen sagen, wir dürfen den Laden wieder aufmachen, und niemand sitzt an der Kasse!«

»Oh, ich komme sofort, Schätzchen!«, ruft sie. Sobald er außer Hörweite ist, fügt sie hinzu: »Schwachkopf.« Dann schwenkt sie entschuldigend ihre langen Fingernä- gel in Petes und meine Richtung und kehrt zu ihrem Platz hinter der Kasse der Studenten-Cafeteria zurück, gleich hinter dem Wirkungsbereich der Sicherheitsbeamten.

»Heather?«

Ich drehe mich um und sehe den Studenten, der gerade Dienst am Empfang hat. Verzweifelt winkt er mir zu. Die Rezeption ist der Mittelpunkt der Fischer Hall. Hier wird

die Post für die Bewohner sortiert, Besucher können ihre Freunde in den Zimmern anrufen, und alle Notfälle müssen an dieser Stelle gemeldet werden. Nach meiner Einstellung war es eine meiner ersten Pflichten, eine lange Liste von Telefonnummern zu tippen, die der Empfang bei Notfällen aller Art anrufen muss. (Offenbar war Justine zu beschäftigt, um mit dem College-Geld Keramiköfen für ihre Freundinnen zu kaufen, und deshalb fand sie keine Zeit für diese Liste.)

Feuer? Da steht die Nummer von der Feuerwehr.

Vergewaltigung? Dafür gibt's eine Campus-Hotline.

Diebstahl? Die Nummer des sechsten Reviers.

Und wenn jemand vom Dach einer Liftkabine runterfällt? Dafür existiert keine Nummer.

»O Heather!« Die Werkstudentin namens Tina quatscht mich genauso weinerlich an wie bei unserer ersten Begegnung, als ich ihr erklärte, sie dürfe die Leute am Telefon nicht warten lassen, bis sie ihre Runde Tetris am Gameboy beendet habe. (Mit solchen Problemen wurde Justine angeblich niemals konfrontiert.) »Wann bringen diese Leute endlich die Leiche weg? Wenn sie noch lange da unten liegt, flippe ich aus.«

»Gerade haben wir mit ihrer Zimmerkameradin geredet.« Brad ist der Pechvogel, der an diesem Wochenende für den Dienst an der Rezeption eingeteilt wurde. Deshalb muss er die ganze Zeit hierbleiben, falls er gebraucht wird. Zum Beispiel, wenn ein Student stirbt. Verschwörerisch senkt er die Stimme und beugt sich über den Tresen zu mir. »Sie sagt, sie könnte nicht glauben, dass Beth – das ist die Tote – überhaupt was vom Surfing wusste. Und sie versteht gar nicht, wieso Beth mit diesen Typen herumhing, weil sie so korrekt und proper war.«



Meg Cabot

Darf's ein bisschen mehr sein?

Roman

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-38052-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: November 2012

Mord, Romantik und Schokoriegel: eine Amateurdetektivin zum Verlieben!

Heather Wells, Ex-Teenidol und inzwischen Hausmeisterin in einem Studentenwohnheim, hat alle Hände voll zu tun: Ihr sexy Mitbewohner Cooper lässt sie kaum mehr ruhig schlafen, und dann liegt auch noch eine ihrer Studentinnen tot im Fahrstuhlschacht. Ein Unfall? Das will Heather einfach nicht glauben und macht sich – immer bewaffnet mit einem Schokoriegel – auf eigene Faust an die Ermittlungen. Heathers unerschrockene Mörderjagd scheint dann doch endlich Coopers Interesse zu wecken, allerdings nur, weil er sie unbedingt am Ermitteln hindern will ...

 [Der Titel im Katalog](#)